

dtv Taschenbücher 34415

Wir lebten in Berlin

Eine Geschichte vom Ende des Krieges

von
Hannelore Krollpfeiffer

1. Auflage

Wir lebten in Berlin – Krollpfeiffer

schnell und portofrei erhältlich bei beck-shop.de DIE FACHBUCHHANDLUNG

dtv München 2007

Verlag C.H. Beck im Internet:

www.beck.de

ISBN 978 3 423 34415 9

dtv

1943/45, Berlin. Ursula und ihre Zwillingsschwester (die nie beim Namen genannt wird) leben und arbeiten in der Hauptstadt; die eine vermittelt als Stenotypistin bei der Zeitschrift ›Erika‹ die Korrespondenz zwischen Leserinnen und Soldaten, die andere ist Sekretärin bei einem Kunsthändler mit besten Beziehungen. Die jungen Frauen, beide Anfang 20, sind keine Parteigängerinnen, aber auch keine erbitterten Gegnerinnen der Nazis. »Sicher ist, dass wir uns keine großen Gedanken gemacht haben.« Sie sind nicht mutig, aber auch nicht feige, sie leisten keinen Widerstand, lassen sich aber auch nicht gänzlich vereinnahmen. Hannelore Krollpfeiffer beschreibt lakonisch und dadurch sehr eindrucksvoll den Alltag zwischen Luftschutzkeller und Arbeit – hin und wieder ein Konzert; eine hilflose Liebesgeschichte. »Es ist eben Krieg.« Der Text erschien erstmals 1947 bei Dietz Nachf. Berlin.

Hannelore Krollpfeiffer arbeitet seit 1946 als Journalistin und Buchautorin. 30 Jahre lang war sie stellvertretende Chefredakteurin der Frauenzeitschrift ›Brigitte‹. Sie hat Jugendbücher, Romane und Sachbücher veröffentlicht, zuletzt ›Endlich alt – und gar nicht weise‹ (d_{tv}). Die Autorin hat ihren ständigen Wohnsitz in den USA.

Hannelore Krollpfeiffer

Wir lebten in Berlin

Eine Geschichte vom Ende des Krieges

Mit einem Vorwort von Michael Jürgs

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Hannelore Krollpfeiffer sind im
Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
In meinem Alter (34196)
Endlich alt – und gar nicht weise (34383)

Originalausgabe

Juni 2007

© Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG

München

www.dtv.de

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Das Werk wurde vermittelt von Aenne Glienke/

Agentur für Autoren und Verlage

www.AenneGlienkeAgentur.de

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: Corbis/Hulton-Deutsch Collection

Gesetzt aus der Palatino 10,25/13,5°

Gesamtherstellung: C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34415-9

Berlinalen

Die ersten Sätze, die ersten Seiten kommen daher wie zufällige Tagebuchnotizen aus vergangenen Zeiten, als es noch guter Mädchen Sitte war, sich im Poesiealbum zu verewigen. Scheinbar entdeckt auf dem Dachboden der verstaubten Erinnerungen. Das ist kein später journalistischer Trick der Autorin, das ist eins zu eins im frühen Erleben des unmittelbar damals Erlebten geschrieben. Und weil ihr Album des Alltags im Angesicht der Wirklichkeit damals so wenig Poetisches hatte, können ihre Eintragungen auch nicht anders sein. Sie sind authentisch.

Was ihren Reiz ausmacht.

Aus Notizen zwischen Herbst 1943 und Mai 1945 machte die damals zwanzigjährige Autorin nach Kriegsende einen nur leicht verfremdeten Tatsachenbericht, veröffentlicht 1947. Ihre erste Prosaarbeit Roman zu nennen, kam ihr damals wie heute nicht in den Sinn. Obwohl sie das, was sie sah und erlebte, wie in einem Roman fiktiv erhöhte. Mit einem einfachen Stilmittel gelang das, indem sie sich selbst in beiden weiblichen Hauptfiguren verkörperte und stets das, was ihr höchst eigen und zu privat war, der anderen in die Seele legte. Deshalb ist zwar nicht alles tatsächlich so gewesen, wie sie es in zwischenmenschlichen Beziehungen und Dialogen beschreibt, doch wirklich erfunden hat sie wahr-

lich nichts. In welcher Gestalt das gute Mädchen, dem der Himmel fremd war und voll dunkler Wolken, mal diese oder jene ihrer eigentlichen Gefühle verrät, bleibt offen und ihr Geheimnis.

Ist auch nicht so wichtig. Wie in den klassischen Hollywoodfilmen über große und nicht so große Lieben, über die für eine Ewigkeit und über die für eine Nacht beschrieben, öffnete sich eine Schlafzimmertür – dann wird abgeblendet und doch wissen alle, was folgte. Man musste es nicht zeigen.

Seite für Seite und Satz für Satz weicht der erste Eindruck eines idyllischen Poesiealbums, schon weil es keine Idylle gab, die zu beschreiben war. Die Suche nach den Nischen im Chaos blieb zwischen den Zeilen und dort zeitlos. Deshalb liest sich nach über sechzig Jahren die Erzählung, die kein Roman ist und keine Novelle, wie eine Berlinale der besonderen Art. Die in den Genen verankerte lakonische Art der geborenen Berlinerin half gegen allzu überbordendes Pathos und auch gegen allzu große Gefühle. Pathetisch waren schließlich die anderen, die braunen Herrscher, pathetisch in ihrem Vernichtungswillen und pathetisch in ihrer deutschen »... und morgen die ganze Welt«-Ideologie. Sich dem zu entziehen, dagegen half eine lakonische Beschreibung der so unbeschreiblichen Wirklichkeit.

Sie zieht Leser durch kunstlose, dadurch wirksame Sprache hinein ins Geschehen, auch wenn es den nachgeborenen Deutschen wie eine Sage aus einem vergangenen Jahrhundert vorkommt, in dem Krieg noch ein Mittel deutscher Politik war. Hinein in die Zeit, als

Berlin durch die Luftangriffe der Alliierten – als Folge der Verbrechen des Naziregimes – in Trümmer gebombt wurde. Hinein in die Zeit der Todesangst, in brennenden Ruinen zu verglühen, in die alltägliche Sorge, von noch immer fanatischen Nazi-Nachbarn an die allmächtige Gestapo verraten und abtransportiert zu werden. Wie fast alle der jüdischen Nachbarn, deren Verschwinden man hinnahm, nicht nur in Berlin.

Und dadurch mitschuldig wurde. Auch nicht nur in Berlin.

Die Geschichte zweier junger Frauen, in diesem Sinne keine frei von Schuld, aber auch keine schuldig, keine wie die andere, obwohl beide doch eins sind, ist eine berührend einfache Geschichte. Beide sind nicht mutig, auch nicht feige, nicht mehr ganz gläubig, was den täglich verkündeten Endsieg betrifft, arbeiten und leben trotzig unter Umständen, weil es eh keine anderen Umstände mehr gibt, sind aber auch noch nicht ganz ungläubig, was staatliche Propaganda und die Parolen der Wehrmachtsoffiziere betrifft, denen sie bei Muckefuck und nassen Schokoladeplätzchen, manchmal auch erbeutetem Kognak, nahe sind. Es ist eine alltägliche Geschichte aus Berlin. Was damals Alltag war in Berlin.

Und es ist auch die, behutsam und nur in feinen Tupfern angedeutet, Geschichte einer Liebe, die sich im Buch Ursula gönnt, sich vom Arzt, der sie behandeln soll, verführen lässt auf der Liege, auf der vor ihr schon manche lagen. Da beide Liebenden mehr schweigend als schwelgend darüber hinweggehen, erzählt die Autorin auch weniger, als sie erzählen könnte. War sie es

selbst? Ist sie nur, gutes Mädchen, in die Figur geschlüpft, die erfundene und echte? Selbst das muss man eigentlich nicht wissen, um die Geschichte in der Geschichte zu verstehen, denn die Zeit, da man sich an die Namen derer erinnert, die einst für Momente die Zeit stehen ließen, anhielten als Moment einer Ewigkeit, ist die Zeit der Jugend. Danach gibt es diese Zeit nicht mehr. Wehmut jedoch ist eine Frage des Datums und nur an einem solchen bestimmten erlaubt.

Ist dies alles vielleicht doch ein Roman? Nein, es ist keiner, denn für ein Epos war die Zeit noch nicht reif, in der diese Erzählung spielt. War auch die Frau noch nicht reif, die sie notierte. Hannelore Krollpfeiffer hat der Versuchung widerstanden, aus ihren ersten Versuchen als Autorin später nachgereicht, nachgetragen, nachgesponnen einen veritablen Roman zu machen, aufgefüllt mit dem, was sie in ihrer langen journalistischen Karriere erlebte oder gar in ihrer Suche nach einem Sinn in einer scheinbar sinnfreien anderen Zeit. Hat alles so stehen gelassen, wie sie es damals gelassen sah aus dem Blickwinkel der jungen Frau, die überlebte, was sie erlebte.

Ihre kleine Geschichte vom großen Finale endet übrigens mit der einfachen Feststellung »Mir ist so kalt«. Im Angesicht der brennenden Stadt hat dieser Schlusssatz eine große Kraft. Einen Hauch von Hoffnung aber auch. Die Erkenntnis, dass in jedem Anfang ein Zauber liege, ist zu oft gebraucht, um für Erkenntnis noch brauchbar zu sein. Doch es lag wohl tatsächlich ein Zauber in der Luft, als die Bomber schwiegen und die ersten Vögel sangen, damals in Berlin.

Geschichte ist nicht nur Stoff für Historiker. Oft sind es Geschichten, die Geschichte verständlich machen.

Eine solche beginnt auf der nächsten Seite.

Michael Jürgs

Es ist 19 Uhr 18, als der Deutschlandsender aussetzt.

Mitten in die Berichte von der Ostfront hinein ertönt plötzlich das Störgeräusch: Jiu-jiu-jiu-jiu ... Was bedeutet, dass es in Kürze Fliegeralarm geben wird.

Ich bin vor einer Stunde aus dem Büro nach Hause gekommen und gerade beim Kartoffelschälen fürs Abendessen. Das Messer fällt mir aus der Hand, ich wische mir die Finger an der Küchenschürze ab, und die Finger zittern. Da ist sie wieder, die Angst. Die verfluchte Angst. Kann man nichts dagegen ... was jetzt zuerst ... Der alten Frau Denzke Bescheid sagen, sie hört nicht mehr gut, die Frau, hat schon zwei Alarme glatt verschlafen ... Jetzt zittern mir auch die Knie. Ich renne zwei Treppen hinunter und schlage fast die Tür von Frau Denzke ein.

»Frau Denzke! Fertigmachen! Gibt gleich Alarm!«

Endlich kommt sie angeschlurft und wird gleich genauso zittrig und aufgeregt wie ich.

Wieder nach oben, in den vierten Stock, jetzt das Übliche tun, ganz ruhig, ganz ruhig! Fenster öffnen, Verdunklungen hochziehen. Die Schnur ist verknotet und meine Hände zittern immer stärker. Ruhe, Ruhe, Ruhe! Vielleicht gibt es ja gar keinen Alarm. Stockfinster draußen. Kein Stern am Himmel. Auch keine Scheinwerfer. Eine Straßenbahn quietscht, es hört sich

an wie eine Sirene. Ruhe, Ruhe, Ruhe! Ich stolpere im dunklen Zimmer über etwas, stoße mir das Schienbein, fluche. Nerven behalten! Das nächste Fenster öffnen. Verdunklung hoch. Es weht kalt herein. Es ist November.

In der Diele stehen gepackte Koffer. Wo ist die Tasche mit den Gasmasken und dem Verbandszeug? Natürlich hängt sie an der Flurgarderobe, wo sie hingehört. Aber es ist ja stockdunkel, ich darf kein Licht machen ohne verdunkelte Fenster.

Wahnsinn, diese Nervosität. Ich taste mich zur Küche hin, da brennt noch Licht. In der Küche steht auch das Radio, das immer noch Jiu-jiu-jiu sendet. Ich schalte es aus und stelle es unter den Küchentisch. Das verdunkelte Küchenfenster bleibt geschlossen, in einem Raum muss Licht sein, sonst dreh ich durch.

Und das Schlimmste: Ursula ist noch nicht da. Vor halb acht kommt sie nie. Wenn sie es nicht mehr schafft vor dem Alarm ... Aber sie schafft es ja immer. Rennt einfach weiter, auch während des Alarms. Die hat Nerven.

Ein leichter Schritt auf der Treppe. Leicht und nicht übertrieben schnell. Das ist Ursula. Ich reiße die Tür auf.

»Beeil dich, um Gottes willen. Der Deutschlandsender ...«

»Wenn schon!«, sagt Ursula.

Sie nimmt gemächlich die letzten Stufen, tritt in die Diele und macht Miene, sich den Mantel auszuziehen. Ich habe meinen gerade angezogen und ein Kopftuch umgebunden.

»Bleib bloß, wie du bist! Es gibt gleich Alarm!«, warne ich.

»Sei nicht so kribblig. Der Deutschlandsender ist nicht maßgebend. Außerdem will ich was essen, ich hab Hunger.«

»Hunger! Wie kannst du jetzt bloß Hunger haben? Ich fleh dich an, mach dich fertig!«

Sie schüttelt den Kopf und sieht mich mitleidig an.

»Du solltest raus aus Berlin. Mit deinem schwachen Nervenkostüm! Der Deutschlandsender hat schon hundertmal abgeschaltet und dann gab's trotzdem bei uns keinen Alarm. Hat Horst denn angerufen?«

»Ach wo. Der ist doch nicht zuverlässig!«

»Na ja«, sagt Ursula und behält ihren Mantel nun doch an, »aber eine Stulle werd ich mir trotzdem noch schmieren.«

Wir führen unser Gespräch in der hellen Küche, die dunkle Diele haben wir schnell verlassen, auch Ursula mag Dunkelheit nicht.

»Ist das unser letztes Brot?«

»Für diese Woche, ja.«

Für die Verpflegung und den Einkauf bin ich zuständig.

Ursula seufzt und säbelt sich eine dicke Scheibe ab.

»Mach doch das Radio wieder an. Vielleicht spielt der Deutschlandsender längst wieder.«

»Ach, lass es, ich hab's schon unter den Tisch gestellt.«

Eine Vorsichtsmaßnahme. Unterm Tisch ist das Radio sicherer als auf dem Tisch, falls eine Bombe in der Nähe runtergeht und der Luftdruck alles wegpustet. Daher

auch die geöffneten Fenster. Vielleicht bleiben die Scheiben dann heil.

»Zu viel Mühe für den alten Rappelkasten«, bemerkt Ursula und beißt in ihr Brot. Butter oder Aufschnitt gibt's dazu nicht.

»Hast du mal 'ne Abendzeitung?«, fragt Ursula.

Habe ich, aber ich verstehe Ursula nicht. Essen und Zeitung lesen. Und der Deutschlandsender funkt seit zwanzig Minuten nur jiu-jiu-jiu ...

Ursula sitzt am Küchentisch, isst und liest. Ich stehe an der Tür, schon auf dem Sprung. Das Schlimmste ist, wenn die Sirene anfängt. Und das Warten darauf, dass sie anfängt. Vielleicht ist das noch schlimmer.

Ursula legt die Zeitung aus der Hand.

»So ein Quatsch«, sagt sie. Ich weiß nicht, was sie meint. Ich frage auch nicht. Gleichgültig. Jetzt ist nur der Deutschlandsender wichtig.

Dann springt Ursula auf.

»So, jetzt ruf ich Horst an, ob was gemeldet ist.«

»Du weißt doch, dass wir nicht anrufen sollen ...«

»Das ist mir jetzt wurscht. Ich will es wissen.«

Sie wählt die Nummer. Den Luftgau. 84 00 14, Apparat 227. Herrn Leutnant Brückenberg. Ja, bitte. Hallo ...

»Horst? Hier ist Ursula. Also, was ist los? Was gemeldet? Kleine Fische, große Fische? Hier stirbt wieder mal jemand vor Angst, weißt du. Ja, der Deutschlandsender hat ausge ... Was sagst du? Na, also!« Sie wirft mir einen triumphierenden Blick zu. »Längst wieder eingeschaltet! Alles o. k. – Verzeihung, alles in Ordnung. Ruf uns an, Horst, wenn's mulmig wird ... ja? Na dann, mach's gut, addio!«

Ursula legt den Hörer auf und sagt:

»Atme mal tief durch. Du bist käseweiß. Ich verstehe wirklich nicht . . .«

»Du hast den August hier nicht miterlebt, sonst würdest du verstehen«, schnappe ich zurück. Ursula war im Urlaub und verreist, als die ersten schweren Luftangriffe auf Berlin begannen.

Sie lenkt ein.

»Ich mein's ja nicht so. Aber die Angst hilft dir doch nicht.«

Das Dämmste, was sie sagen konnte.

»Weiß ich alleine! Ich ruf sie ja auch nicht, die Angst. Sie kommt von ganz allein. So, und jetzt lass mich das Abendessen fertig machen.«

Wir sitzen im Wohnzimmer, eng an die Heizung gedrückt, die nur lauwarm ist. Es ist hundekalt im Zimmer.

»Weil du immer Stunden vorm Alarm die Fenster aufreißt«, murrte Ursula.

»Weil nicht ordentlich geheizt wird«, widerspreche ich.

Das Radio spielt. Berlin und der Deutschlandsender bringen die Montagssendung »Für jeden etwas«: »Die schönsten Arien und Gesänge, die farbigsten Orchesterklänge, ein Strauß von tausend bunten Noten, von ersten Künstlern dargeboten«, flötet die Stimme des Ansagers.

Ursula hat sich in eine Woldecke gewickelt.

»Denk dran, dass du sie nachher wieder zum Luftschutzgepäck legst.«

»Aber ja. Kannst du auch noch an was anderes denken als an Fliegeralarm?«

Schweigen. Jetzt lese ich die Zeitung. Es ist der ›Angriff‹. Ich überfliege die erste Seite, lese die Schlagzeile des Leitartikels: »Juda hat verloren!«, und den Verfasser, Dr. Robert Ley. Begreife, warum Ursula vorhin »So ein Quatsch« gesagt hat, und lese trotzdem weiter. Ursula liegt faul in ihrem Sessel und döst.

»Ich habe immer noch Hunger«, sagt sie.

»Hm.«

»Wieso haben wir eigentlich nur noch so wenig Brot?«

»Ich hab Frau Denzke ausgeholfen; die kommt doch nie mit ihren Karten zurecht.«

»O. k.«, sagt Ursula und seufzt.

Schweigen.

Nach einer Weile meint Ursula:

»Wir sollten ein paar Bücher und Schallplatten in den Keller schaffen. Was hältst du davon?«

»Nanu – hast du etwa auch Angst bekommen?«

»Bloß eine Vorsichtsmaßnahme. Um die Bücher und Platten wär's schon schade. Und wir wohnen im vierten Stock«, sie sieht misstrauisch zur Decke, die seit dem August hässliche gelbe Wasserflecke hat.

»Wenigstens die wertvollsten Bücher«, spinnt Ursula ihren Gedanken weiter, »die ganzen Kunstbücher. Und die Musikgeschichte und die Biografien ... und ein paar gute Romane ...«

»Bromfield. Die Mitchell«, schlage ich vor.

»Faulkner.«

»Harsanyi.«

»Boudier–Bakker.«

»Lauter Ausländer, Ursula.«

»Kannst ja ›Mein Kampf‹ dazutun.«

»Den müssten wir erst kaufen, vielen Dank. Aber die Buddenbrooks und Kyber und Fontane ...«

»Und die Schallplatten«, erinnert Ursula. Sie will mal Musik studieren, nach dem Krieg. Sie hat einen hübschen Sopran.

»Bitte sehr«, sage ich und nenne gleich ein paar Namen, die von unseren Lieblingssängern: Sigrid Onegin, Helge Roswaenge, Margarete Klose, Erna Berger, Max Lorenz, Heinrich Schlusnus, Kirsten Flagstad ... »Und wo wollen wir das alles unterbringen? Wir haben keine Kisten.«

»Packen wir eben die Koffer mit der Kledage aus.«

»Und wenn unsere guten Stücke hier oben verbrennen?«

»Bücher und Musik sind wichtiger«, sagt Ursula, »und ich hab auch keine Lust, bei jedem Alarm diese schweren Koffer runter- und raufzuschleppen. Die Bücher und Platten können wir im Keller lassen. Das ist praktisch.«

Recht hat sie.

Die Bibliothek gehörte unseren Eltern und auch die ziemlich umfangreiche Plattensammlung. Wir sind damit groß geworden.

»Dann lass uns gleich mit dem Umpacken anfangen«, schlage ich vor.

Ziemlich viel, was wir uns für diesen Abend vornehmen. Da können wir nur hoffen, dass kein Alarm dazwischenkommt.

* * *

»Da ist noch Platz. Wollen wir die Fotoalben dazutun? Die sind auch unersetzlich.«

Habe ich Ursula mit meiner Bombenangst angesteckt? Das möchte ich wahrhaftig nicht. So sehr mir ihre Ruhe auf die Nerven geht, ganz verzichten möchte ich nicht darauf.

Ursula hockt im Schneidersitz vor unserem Bücherschrank und kramt in einer der Schubladen im unteren Teil. Der Bücherschrank ist ein behäbiges Stück aus den zwanziger Jahren wie alle unsere Möbel. Auch sie gehörten unseren Eltern.

Sie fischt aus den tiefsten Tiefen Stöße von Fotos heraus und ein paar dicke, gebundene Alben.

»Gib mal eins her.«

Aber sie blättert selbst, ganz versunken.

»Das waren noch Zeiten! Erinnerst du dich an den Abend? Das Atelierfest bei Rena und Rolf. Die Blitzlichtaufnahme! Gott, seh ich dämlich aus auf dem Bild!«

Wir sehen alle »dämlich« aus auf dem Foto. Angeheitert und allerbesten Laune.

»Da ist ja auch Kurt mit drauf!«

Kurt ist im September im Osten gefallen.

»Armer Kerl! Weißt du noch, wie er versucht hat, Mandoline zu spielen? Wir haben uns kaputtgelacht, der war ja ein richtiger Clown!«

Weiterblättern, Seite um Seite.

»Ach, das Picknick am Schwielowsee. Ja, das ist das Foto, wo ich mit Freddie flirte.«

Freddie war ein englischer Student. Wir hatten mit ihm korrespondiert. Einmal besuchte er uns in Berlin. Wir verlebten acht lustige Tage mit ihm. Dann reiste er

wieder nach Cornwall, seiner Heimat. Bis zum Krieg hatten wir uns immer noch geschrieben.

Ursula klappt das Album zu und sinnt.

»Verrückt, nicht? Was haben wir für Unsinn mit Fred gemacht und auf Deubel komm raus geflirtet ... und jetzt ist er unser Feind und vielleicht sitzt er als Pilot in einem Bombenflugzeug und schmeißt uns Phosphorkanister auf den Kopf. Verrückt«, wiederholt sie, »ich denke manchmal, hätten wir die Burschen da in ihren Viermotorigen kennengelernt, wir wären sicher ganz gut mit ihnen ausgekommen. Wir hätten zusammen getanzt und geflirtet und was weiß ich ... Und nun bombardieren wir uns gegenseitig.«

»Es ist eben Krieg«, sage ich.

Einer von unseren stereotypen Lieblingssätzen. Es ist eben Krieg. Lieblingssätze – bitte in Anführungsstrichen. Wir lieben den Satz nicht. Aber er bietet sich an. Wir verschleißen ihn geradezu.

Es ist eben Krieg. Das sagt man, wenn man Hunger hat.

Es ist eben Krieg. Das bekommt man zur Antwort, wenn man etwas kaufen will, was nicht zu haben ist.

Es ist eben Krieg. Das sagt man, wenn die Sirenen gehen. Nein, dann sagt man es nicht. Hinterher sagt man es, wenn man einen Alarm überstanden hat. Hinterher hat man wieder Mut. Immer hinterher hat man Mut, scheint es.

Ursula sinnt immer noch über Freddie nach.

»Was der wohl jetzt denkt – ob er manchmal an uns denkt? Es ist doch Wahnsinn, so ein Krieg ... ich möchte wissen, wie das überhaupt alles möglich ist ... eigentlich will es doch niemand ...«

Neue Fotos. Amateuraufnahmen. Postkarten. Das bayerische Häuschen im Wildpark. Das chinesische Teehaus in Sanssouci. Onkel Toms Hütte. Der Schlachtensee. Strandbad Wannsee. Bilder von jungen Mädchen im Badeanzug neben jungen Männern, die auf einem Segelboot herumhantieren. Bilder von jungen Mädchen in Skianzügen neben jungen Männern, die ihre Skier wie Siegestrophäen schwenken. Fotos aus vergangenen Zeiten.

»Es war einmal«, sagt Ursula. Sie stopft die Fotos in einen Koffer und schließt den Deckel.

»Hundemüde bin ich«, sagt sie.

Ich sehe auf die Uhr: »Warten wir bis zehn. Man weiß nie ...«

»Ach was«, sagt Ursula, »ich leg mich jetzt ins Bett, und bevor nicht die ersten Bomben fallen, stehe ich nicht auf.«

»Red nicht solchen Quatsch.«

»Auch noch abergläubisch!«

Sie steht auf, ächzend, krummgesessen, macht einen Katzenbuckel.

»Komm, wir stellen die Koffer in die Diele. Morgen gehen wir an die Schallplatten ran, die müssen wir gut verpacken. Dann kommt das alles in den Keller und bleibt da. Heute wird schon nichts passieren.«

»Das müssen wir auch noch alles wieder wegpacken«, sage ich mit einem Blick auf Kleider und Wäsche, die jetzt herumliegen.

»Alles morgen, alles morgen«, sagt Ursula. Sie geht noch mal in die Küche. »Und wieder geht ein schöner Tag zu Ende«, singt ein Knödeltenor im Radio. Ursula summt die Melodie mit.